

Zeitschrift: SuchtMagazin

Herausgeber: Infodrog

Band: 47 (2021)

Heft: 2

Artikel: "Konstruktiv mit Gefühlen umzugehen, das hat mir erst die Suchtarbeit ermöglicht"

Autor: Stortz, Cédric / Rohrbach, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-953581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Konstruktiv mit Gefühlen umzugehen, das hat mir erst die Suchtarbeit ermöglicht»

2021-2
Jg. 47
S. 25 - 31

Gefühle zeigen, Scham abbauen und authentisch sein, das sind wichtige Qualitäten, die ein Mann für die Suchtarbeit mitbringen muss. Drei Fachmänner diskutieren die Herausforderungen des «Mann-Seins» in einem sozialen Berufsumfeld. Gemeinsam werden klassische Rollenbilder im beruflichen und familiären Kontext besprochen sowie mänderspezifische Themen in der Suchtberatung und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aufgegriffen. Dabei zeigt sich, dass das Wahrnehmen und Zeigen von Gefühlen nicht im Widerspruch zur Männlichkeit steht und gerade für die therapeutische bzw. beratende Suchtarbeit zentral ist.

DAS FACHGESPRÄCH FAND ONLINE MIT DIRK ROHWEDER, (BEREICHSLEITUNG SUCHTBERATUNG PERSPEKTIVE THURGAU), PETER FORSTER (FALLFÜHRENDER THERAPEUT CASA FIDELIO) UND RETO ZURFLÜH (SUCHTPRÄVENTION AARGAU) STATT.

DIE FRAGEN FÜR DAS SUCHTMAGAZIN STELLTEN CÉDRIC STORTZ (FACHVERBAND SUCHT UND MODERATION) UND WALTER ROHRBACH (REDAKTIONSLEITUNG SUCHTMAGAZIN)
VERSCHRIFTLICHUNG DES GESPRÄCHS DURCH SANDRA BÄRTSCHI (INFODROG, BERN)

Rollenverteilung im Zeitalter von Corona

C. Stortz: Im Moment leben wir mit Corona gerade in einer sehr speziellen Zeit. Eine der Befürchtungen des Corona-Zeitalters ist, dass alte und traditionelle Rollenmuster wieder vermehrt zum Tragen kommen. Zurzeit sind häufig sowohl die Frau als auch der Mann im Homeoffice am Arbeiten, trotzdem ist es vielfach der Mann, der die Überstunden macht, während die Frau früher mit der Arbeit aufhört, um noch die Kinder zu versorgen, den Haushalt zu machen und das Abendessen vorzubereiten. Ist das in eurem Umfeld ein Thema? Oder ist diese Aussage völlig aus der Luft gegriffen?

P. Forster: Bei mir ist das kein Thema, da ich kaum im Homeoffice arbeite. Ich musste ein paar Tage zu Hause bleiben, weil mein Sohn Kontakt hatte zu einer Person, die sich mit dem Corona-Virus infiziert hatte. Ansonsten stelle ich keine Veränderungen fest. Auch bei meinen Arbeitskollegen nicht. Die meisten sind vor Ort. Ein Teammitglied, das vor allem administrative Arbeiten im Hintergrund erledigt, ist recht viel im Homeoffice.

Dort glaube ich jedoch nicht, dass dies einen Einfluss auf die Rollenverteilung hat.

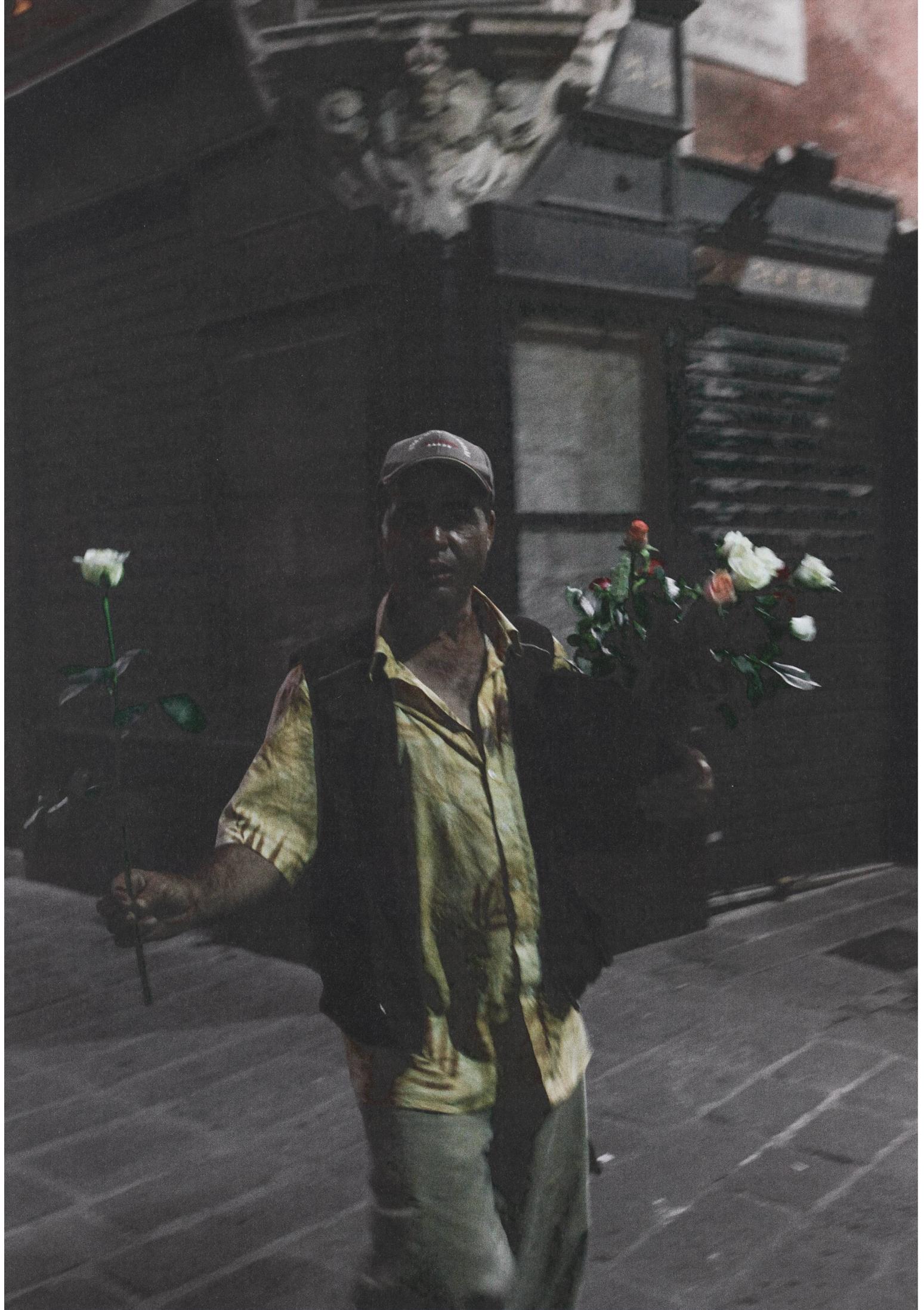
D. Rohweder: Diese Frage hat mich animiert, etwas genauer hinzuschauen, unabhängig von der aktuellen Corona-Zeit. Dabei bin ich auf einige Artikel gestossen, in denen junge Männer und Frauen zu ihren Rollenbildern befragt wurden. Ich war teilweise erschrocken, dass das obenerwähnte Rollenbild von den Frauen als mögliches Lebensmodell selbst ins Feld geführt wurde. Frauen haben sich meines Erachtens die Gleichberechtigung, das Frauenstimmrecht, sowie die Emanzipation erkämpft und nun geht es streckenweise wieder in die andere Richtung. Diese Entwicklung würde ich überhaupt nicht schätzen und bringt mich zum Nachdenken. Was sind die Gründe dafür, dass man diese Errungenschaften, die die Frauen erreicht haben, wieder freiwillig abgibt? Das man quasi sagt, ein bisschen mehr Ausbildung zu machen ist zwar ganz cool, aber dann gilt es eine Familie zu gründen und widmet sich ausschliesslich deren Ver-

pflichtungen. Bezüglich Corona habe ich keine Veränderung festgestellt. Ich habe auch einen Mann in meinem Team, der aufgrund der Pandemie mehr Familienaufgaben übernommen hat. Dieser hat mich angefragt, wie er seine beruflichen Verpflichtungen damit vereinbaren kann, da er nun mehr zu Hause sein muss. Daher wurde es eher von Männer-Seite an mich herangetragen. Sonst habe ich es nicht gespürt.

R. Zurflüh: Für mich ist es ebenfalls nicht sichtbar. Im Gegenteil, mein Eindruck aus dem persönlichen Umfeld ist, dass dort, wo beide zu Hause sind, sich nun eher die Frage der Betreuung stellt, wenn ein Kind krank ist. Wer nimmt frei bzw. wer ist im beruflichen Umfeld reduziert anwesend? Was ich eher feststelle ist, dass es generell in Beziehungen kriselt. Das hat jedoch nichts mit dem traditionellen Rollenbild zu tun.

«Mann-Sein» in der Suchtarbeit

C. Stortz: Ich würde nun gerne zu einem anderen Thema kommen und zwar zum Mann in der Suchtarbeit. Hier haben wir



verschiedene Ebenen, die wir gemeinsam besprechen können. Ich würde gerne mit Peter beginnen. Ihr habt ein genderspezifisches Angebot mit einem ausschliesslichen Männer-Team. Was kannst du anderen Suchtfachstellen mitgeben? Was macht deine Arbeit speziell? Ihr habt euer Angebot ausschliesslich ausgerichtet auf Männer. Was ist für euch der grosse Gewinn an dieser Arbeit?

P. Forster: Der grosse Gewinn ist, dass wir generell ein männliches Umfeld schaffen. Dies hat sich in den letzten 30 Jahren, seit es das Casa Fidelio gibt, entwickelt. Hier arbeiten seit Anbeginn nur Männer. Die meisten Gebäude haben wir selbst erstellt und eingerichtet. Es trägt alles irgendwie eine männliche Handschrift. Der gesamte Umgang miteinander, auch im Team, ist männlich geprägt. Daraus ergibt sich im Casa eine Stimmung, die ich sonst so nicht kenne und die Männer, die zu uns kommen, fühlen sich direkt angesprochen. Das höre ich immer wieder von den Klienten. Sie fühlen sich auf eine Art und Weise aufgenommen, wie sie dies sonst nicht kennen. Ein Vorteil im Vergleich mit gemischtgeschlechtlichen Institutionen ist, dass ein wenig mehr Ruhe drin ist. Das Konkurrenzdenken ist weniger. Es gibt nicht zehn Männer, die versuchen mit den wenigen Klientinnen in der Institution in Kontakt zu kommen. Die Männer versuchen weniger einander etwas vorzumachen und eine grössere Offenheit untereinander besteht. Sie konzentrieren sich eher auf die Therapie. Sie haben ihre Partnerinnen ausserhalb des Casas, können diese am Wochenende besuchen oder die Partnerinnen besuchen sie im Casa, jedoch ohne Übernachtung.

D. Rohweder: Peter, mich würde interessieren, was die Männer so explizit an eurem Angebot anspricht. Hast du ein Beispiel? Was muss ich mir darunter vorstellen?

P. Forster: Die Klienten haben viel stärker das Gefühl, dass sie gleichberechtigt sind bzw. auf Augenhöhe behandelt werden. Unkomplizierter. Viele Süchtige haben Probleme mit Gewalt und Sexualität. Diesen Männern fällt es einfacher, mit einem männlichen Therapeuten darüber zu sprechen. Sie wissen, dass sich ihre Gewalt häufig gegen

Frauen gerichtet hat und da besteht eine riesige Hemmschwelle.

C. Stortz: Achtet ihr, Dirk und Reto, in euren Institutionen ebenfalls auf diese männerspezifischen Themen wie Gewalt und Sexualität. Macht dann ein Mann oder eben gerade eine Frau diese Beratung bzw. Therapie?

D. Rohweder: Bei uns machen alle alles. Wenn sich Personen bei uns für eine Beratung anmelden, dann verteilt der Support diese auf die Fachstellen. Im Kanton Thurgau sind das sechs Fachstellen. Es wird nach freien Kapazitäten und, wenn möglich, auch nach bestimmten Spezialkenntnissen geschaut und dann in den Kalendern der entsprechenden Mitarbeitenden eingetragen. Wenn sich die Person auf den Beratungsprozess einlässt, dann bleibt sie in der Regel bei dieser. Das Verhältnis zwischen Frauen und Männern ist im Beratungsteam relativ ausgeglichen. Insgesamt führen 13 Mitarbeitende Beratungen aus. Was mir bei deiner Frage in den Sinn kommt ist, dass sich die Betroffenen allenfalls mit ihren Beratungspersonen arrangieren. Wir führen jedoch jedes Jahr anonyme Zufriedenheitsbefragungen durch und da würden sich die Leute wahrscheinlich schon beschweren, wenn sie mit dem Beratungskontext nicht zufrieden sind. Die Zufriedenheitsbefragungsergebnisse sind immer sehr gut. Eher kommen noch Beratungspersonen auf mich zu, beispielsweise bei Themen wie Sexualität oder pornographischen Fantasien, und sagen, dass können sie nicht bewältigen. Dann versuchen wir, eine Lösung zu finden und genderentsprechend umzuverteilen zu anderen Teammitgliedern oder zu triagieren. Das passiert jedoch selten.

R. Zurflüh: Bei uns ist es auch so: Alle machen alles. Wir unterscheiden nicht nach Mann oder Frau. Wir haben jedoch mit Schlüsselpersonen und nicht mit Suchtbetroffenen direkt zu tun. In der Prävention ist das bei uns kein Thema. Der einzige Bereich, bei dem dies bei uns intern thematisiert wird, ist in der Arbeit mit Männergruppen mit einem Migrationshintergrund. Falls möglich, werden die durch uns von einem Mann geführt. Das wird von den Gruppenteilnehmern geschätzt und auch von den Auftragge-

berInnen. Meine Kolleginnen machen aber auch immer wieder sehr positive Erfahrungen mit Männergruppen – es scheint also schlussendlich gar keinen so grossen Unterschied zu machen.

Wann soll die Frau, wann der Mann beraten?

C. Stortz: Was ist der Einfluss des biologischen Geschlechts der Therapeutin bzw. des Beraters auf die Klientel? In welchen Situationen sollte eher eine Frau und in welchen Situationen eher ein Mann eingesetzt werden?

P. Forster: Ich glaube nicht, dass man dies generell sagen kann. Gewisse Männer haben gerne eine weibliche Therapeutin, wenn sie über Ängste oder verletzte Gefühle sprechen müssen, weil es mit Männern für sie eher komisch ist. Bei den anderen Themen, wie Aggression, Gewalt oder Sexualität, da wird dann wiederum ein Mann bevorzugt. Das höre ich so von unseren Klienten. Meiner Meinung nach ist das Reden über emotionale Inhalte mit einem männlichen Therapeuten für die Klienten zuerst zwar ungewohnt, hilft aber eigene Vorurteile und Rollenbilder aufzulösen. Es gibt aber auch Klienten, denen es leichter fällt, ihre Ängste gegenüber einem männlichen Therapeuten auszudrücken. Ich denke auch, dass es nochmals ein Unterschied ist, ob ich ambulant oder stationär arbeite. Wenn ich ambulant arbeite, dann geht es zuerst um den Gesprächsinhalt in diesem Moment und nicht um das gesamte Umfeld, wie in der stationären Therapie. Das sind oft andere Klienten, die zu uns kommen. Bei uns geht es um ein Stück Nacherziehung und um Vorbilder. Es geht ganz allgemein um die Genderthematik während einer Aufenthaltsdauer von ein bis zwei Jahren. In dieser Zeitdauer ändert sich wiederum etwas in der Auseinandersetzung mit dem «Mann-Sein». Unsere Bewohner sehen täglich, wie wir im Team mit Emotionen umgehen. Ich denke, dass ist im ambulanten Bereich weniger Thema.

D. Rohweder: Bei uns als Beratungspersonen hat sich vieles getan. Wir arbeiten seit langem und häufig mit dem systemischen Ansatz. Viele unserer KlientInnen gehen durch eine Beratung

hindurch, die mitunter ein bis zwei Jahre dauert und viel Selbsterfahrungsanteile beinhaltet. Auf Emotionen eingehen, empathisch sein, Gefühle zulassen und auch auf die Beziehungsebene zu wechseln, das ist den Männern in der Beratung mittlerweile sehr vertraut. Ich will damit nicht sagen, dass ihnen dies immer leicht fällt, aber es lohnt sich in der Ausbildung darauf Wert zu legen, weil es einen wichtigen Teil in der Beratung/Therapie einnimmt. Viele unserer KlientInnen hatten bereits in ihren Familien bzw. in ihrer Sozialisation grosse Probleme, da spreche ich wahrscheinlich für alle drei Institutionen. Kontaktabbrüche, Konflikte im familiären Kontext usw. Das hat viel mit Emotionen und möglichen erlebten Traumatisierungen zu tun und da geht es eben häufig um Gefühle. Das muss zum Thema gemacht werden, auch von unserer Seite. Ich habe es beispielsweise in meiner Familie nicht gelernt, konstruktiv mit Konflikten umzugehen. Das hat mir erst die Suchtarbeit ermöglicht. Ich habe mir über Weiterbildungen diese Möglichkeit geschaffen und nun profitiere ich davon, wenn ich dies anwende. Ich kann mir damit Zugang zum Gegenüber erarbeiten und tragfähige Beziehungen herstellen. Viele Forschungsergebnisse zeigen, dass die Methodik das eine, jedoch der Beziehungsaufbau zur Beratungsperson häufig das Entscheidende ist, unabhängig von Mann oder Frau. Wir Männer haben viel gelernt in Bezug auf die Gefühlswelten und deren Umgang damit.

P. Forster: Für die Klienten ist auf diesem Gebiet noch ein Lernprozess möglich: Gefühle gehören nicht nur zu Frauen, sondern die haben Männer genau gleich und das kann ich jetzt mit meinem Therapeuten besprechen. Die Bewohner sehen das auch bei anderen Teammitgliedern und stellen fest, dass wir uns manchmal genauso unsicher fühlen wie sie selbst.

«Stereotypen-Männer» – gibt es das überhaupt noch?

W. Rohrbach: Mich interessiert das Thema der Stereotypen. Dir, du hast zuvor die Berührungssängste angesprochen, beispielsweise Gefühle zu zeigen. Gibt es das überhaupt noch und wie stark ausgeprägt ist es?

Müsste man im Verlauf der Ausbildung oder an Fachtagungen diese Thematik verstärkt aufnehmen, um mehr Bewusstsein diesbezüglich zu schaffen?

D. Rohweder: Meine Botschaft war zuvor schon, dass wir bzw. die Männer in der Suchtarbeit auf dem Weg sind, Emotionen immer mehr zu zeigen. Gefühle abzuholen in einer Beratung ist das eine, sich jedoch als beratende Person zur Klientin bzw. zum Klienten in emotionalen Situationen entsprechend zu verhalten, ist das andere. Auch hier ist in den letzten 20 Jahren viel passiert. Unsere Generation ist noch mit vielen traditionellen Rollenbildern aufgewachsen und die Hoffnung ist, dass sich dies in nachfolgenden Generationen weiter verändert. Peter, du hast die Verunsicherung angesprochen. Ihr merkt ja sicher im Gespräch mit den Leuten, dass es durchaus eine Stärke ist, wenn man in gewissen Situationen eine sog. Schwäche zugeben kann. Ich habe mein Studium 1998 abgeschlossen und dies da nicht mitbekommen. Ich habe mir das später angeeignet, weil ich bemerkt habe, dass dies viel mit mir und meinem Gegenüber macht. Muss ich wirklich immer der starke Berater sein oder kann ich nicht auch sagen, ja das berührt mich jetzt oder macht mich traurig? Das habe ich während meines Studiums aber nicht gelernt. Diese Aspekte der Ausbildung gehen mir im Zuge der Professionalisierung der Sozialen Arbeit zunehmend verloren. Selbsterfahrungskurse, wie sie vor meinem Studium in den 80er-Jahren noch gezielt gemacht wurden, finden aktuell nicht mehr statt, was ich aber sehr wichtig fände.

P. Forster: Ja, das wäre wichtig. Ich habe im Laufe der Jahre einige Therapeuten hier arbeiten sehen und was mir auffällt ist, dass die Klientengruppe sehr gut hinschaut, wie echt jemand ist. Spricht jemand nur über Gefühle oder hat er sie auch und kann dazu stehen? Kann ein Therapeut auch einmal wütend oder traurig sein? Dementsprechend nehmen die Klienten sich untereinander aber auch die Therapeuten ernst oder eben nicht. Wir hatten schon Personen, die aufgrund ihrer Ausbildung absolut qualifiziert waren, jedoch hier nicht reingekommen sind. In den Einzelge-

sprächen kommen diese Therapeuten nicht weiter und wenn ich mir dies rückblickend anschau, dann denke ich, dass dies damit zu tun hatte, dass dieser Mann nicht spürbar war. Die Klienten haben zurückgemeldet, dass die Person zwar hochprofessionell war, aber ein Beziehungsaufbau konnte nicht stattfinden. Die Klienten schauen unheimlich gut darauf und nehmen viel wahr. Was sie nicht so gut können, ist die eigenen Gefühle zu zeigen.

Die toxische Männlichkeit ist fehl am Platz – Authentizität ist gefragt

C. Stortz: Ist es denn das Wahrnehmen vom «Mann sein» in eurem Kontext, das fehlt? Peter, du hast zuvor das Beispiel des Therapeuten angeführt, der es nicht geschafft hat, von den Klienten wahrgenommen zu werden. Hatte dies mit seinem erwarteten bzw. suboptimierten Bild des Mannes zu tun gehabt? Oder ist es eher aus der Professionalisierung heraus entstanden?

P. Forster: Das ist spannend. Ich habe mir diese Frage so noch nicht überlegt. Ja, der Betroffene hat schon versucht, in erster Linie seine «männliche» Fassung zu bewahren.

C. Stortz: Das heisst, dass die übertriebene Männlichkeit fehl am Platz sein kann, selbst in diesem männlichen Kontext des Casa Fidelios. Somit wäre dies ein Aufruf an alle Mitarbeitenden der Fachstellen, dass Männer nicht immer «die Starken» sein müssen. Bei der Klientel ist dieser Stereotyp nicht gefragt?

P. Forster: Ja, definitiv. Wir machen viel Gruppenarbeit und da drin auch Biographie-Arbeit. Wenn dann ein Mann weinen muss, wird dies von der Gruppe positiv konnotiert. Dieses Erlebnis öffnet die Gruppe für einen langen Zeitraum. Auf der anderen Seite vertragen die Klienten es überhaupt nicht, wenn ein Therapeut als Mann nicht mehr greifbar ist bzw. nicht mehr als Mann wahrgenommen wird. Dann haben sie zu wenig Identifikationsmöglichkeiten mit dem eigenen «Mann-Sein». Damit haben wir aber weniger zu tun.

R. Zurflüh: Geht es in diesen Situationen nicht generell um Authentizität? Diese Thematik haben ja auch die Frauen.

P. Forster: Ja, davon gehe ich aus. In unserem Männerkreis geht es halt nur um Männer. Aber ich denke, dass dies für die Frauen nicht weniger gilt. Meiner Erfahrung nach ist Authentizität für viele Männer schwierig, weil das Bild des starken/ unverletzlichen Mannes noch immer in den Köpfen ist und die «weichen» Gefühle lieber nicht gezeigt werden.

R. Zurflüh: Ich habe dies ebenfalls in der Privat-Wirtschaft in der Berater-Rolle erlebt. Eine Frau, die nur in einer Rolle drin ist, hat es genauso schwierig, wie ein Mann, der nicht authentisch ist. Bei meinem Berufswechsel vor drei Jahren habe ich festgestellt, dass ich als Berater eher eine Art «Rolle» gespielt habe, weil ein gewisses Auftreten im Geschäftsumfeld von den Kunden erwartet wurde. Im aktuellen Team war dies für mich zu Beginn schwierig, weil wir ein Dutzend Personen sind, die sich alle sehr authentisch zeigen mit ihren Stärken und Schwächen. Da habe ich gemerkt, dass ich als thematischer Quereinsteiger da reinwachsen muss.

«Mann-Sein» im Team, im Betrieb und als Führungsperson

C. Stortz: Wo bemerkt ihr in eurem Arbeitsumfeld noch eher «typisches» Männerverhalten? Seitens der Mitarbeitenden oder der Vorgesetzten?

D. Rohweder: Das ist ein weites Feld, das du nun aufmachst. In meiner Führungsfunktion mache ich immer wieder Erfahrungen mit den Erwartungen an mich als Führungsperson und als Mann. Oder auch was ich selbst von mir erwarte, als Führungsperson und als Mann. Da sind wir bei Themen wie Klarheit vermitteln, Richtung vorgeben, Entscheide treffen. Ich versuche z.B. Entscheide partizipativ zu treffen, da wo es möglich ist. Dies führt manchmal zu Verunsicherungen, weil auf der gegenüberliegenden Seite bei meinem Team ebenfalls Erwartungen vorhanden sind. Da sitzt doch der Chef und der wird schon sagen, wohin es geht. Da ist noch viel Potential vorhanden, auf beiden Seiten. Als Führungsperson vor meinem Team Emotionen zu zeigen, fällt mir nicht leicht. Nach einer Teamsitzung, die mich

emotional betroffen machte und danach Tage lang beschäftigte, überlegte ich hin und her, ob ich mich hier mit meiner Emotionalität zeigen sollte. Würde es mir als Schwäche ausgelegt werden, weil ich in der Sitzung nicht mehr über die Klarheit im Ausdruck und vermeintliche Führungsqualität verfügte? Ich entschied mich für eine Offenlegung meiner Emotion und machte schlussendlich eine sehr gute Erfahrung damit.

P. Forster: Wir machten als Team gerade eine spannende Erfahrung aufgrund eines Leitungswechsels. Die Gründer wurden beide pensioniert und wir haben dann mit verschiedenen Leitungsebenen herumexperimentiert. Aktuell haben wir uns als Team darauf geeignet, dass wir die Hierarchie-Ebenen abbauen. Wir haben noch einen Geschäftsführer, der mit dem Vorstand kommuniziert und viele administrative, strategische und koordinative Aufgaben wahrnimmt. Ansonsten verfügen wir über ein Geschäftsleitungsgremium, in dem aus jedem Bereich (Agogik, Therapie, Finanzen, Sozialarbeit) jemand drinsitzt. Es gibt nicht mehr «den Chef» der alles macht und für alles verantwortlich ist. Das war gar nicht so einfach, weil man ist an einen Chef gewöhnt. Wenn man dies nicht mehr hat, dann ist man darauf angewiesen, dass man persönlich viel stärker in die Auseinandersetzung geht und Verantwortung für sich übernimmt. Daraus resultiert eine ganz andere Kommunikationsstruktur. Zuerst war dies schwierig, weil man gewisse Dinge nicht mehr an den Geschäftsführer delegieren konnte und selber handeln musste. Ich weiss nicht, ob dies etwas mit Männlichkeit zu tun hat. Wahrscheinlich wäre es auch bei einem gemischtgeschlechtlichen Team so, dass es schwierig ist, wenn die klassische Führungsstruktur wechselt. Es ist einfacher, gegen den Chef zu schimpfen, als sich persönlich mit gewissen Aufgaben auseinanderzusetzen.

C. Stortz: Es braucht meines Erachtens Mut, Macht abzugeben und neu zu verteilen. Dies nicht nur aus Männer- sondern aus gesamtgesellschaftlicher Perspektive. Im Suchtbereich haben wir im Gegensatz zur

Privatwirtschaft einen relativ hohen Anteil an Frauen in Führungspositionen. Flachere Hierarchien und Teilzeitarbeitsmodelle würden auf Führungsebene dazu beitragen, diesen Anteil zu erhöhen. Ist dies in euren Betrieben Realität oder könnte es zur Realität werden?

P. Forster: Bis anhin war dies nicht so. Alle Personen haben mindestens 80 %, die meisten sogar mehr gearbeitet. Teilzeitarbeit wird immer mehr ein Thema und das aktuelle Leitungsmodell passt dazu. Mit diesem Leitungsmodell ist Teilzeitarbeit oder eine längere Abwesenheit besser möglich.

D. Rohweder: Bei uns arbeiten nahezu alle Mitarbeitenden Teilzeit. Das ist im sozialen Bereich bekanntlich eher die Regel als die Ausnahme. Im Bereich der Führungspositionen könnte man sicher noch mehr machen mit flexibleren Arbeitsmodellen, um Frauen für Führungspositionen zu gewinnen und zu halten.

R. Zurflüh: Wir sind da ähnlich. Bei uns hat niemand ein 100 %-Pensum, sogar bis hinauf zur obersten Führungsstufe nicht. Teilzeitarbeit ist für uns selbstverständlich. Wir hatten letztes Jahr einen Führungswechsel: Unsere Leiterin, die über Jahrzehnte unsere Fachstelle geleitet hat, wurde durch einen Mann abgelöst. Sie hat jedoch so gut vorgespart, dass es ihm einfach gefallen ist, die Führung, so wie sie diese gelebt hat, weiterzuführen und mit seiner eigenen Persönlichkeit, eigenen Ideen und Haltungen auszufüllen. Meiner Meinung nach hat dies nicht viel mit Frau oder Mann zu tun. Als Vergleich ist es in der Privatwirtschaft nach meiner Erfahrung oftmals so, dass Führungskräfte eher in offener Konkurrenz sind und ihrem Leitungsbereich ihren Stempel aufdrücken wollen bzw. müssen. Das fördert natürlich eine Art Machtverhalten, das als typisch männlich gilt und das wir so im sozialen Bereich kaum kennen.

Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der Suchtarbeit

W. Rohrbach: Noch eine Frage an dich, Reto. Du hast ja einen anderen Hintergrund und bist neu im Suchtbereich. Was ist deine Einschätzung, auch bezüglich der

Vereinbarkeit mit der Familie, im Vergleich zu vorher? Wir haben gehört, dass Teilzeitarbeit im Suchtbereich relativ verbreitet ist. Die Frage stellt sich, ob die Frauen häufig 60 % und die Männer 80 % arbeiten, oder wie generell die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eingeschätzt bzw. umgesetzt wird?

R. Zurflüh: Bei uns ist es tatsächlich so, dass die Männer alle ein 80 %-Pensum haben und die Frauen eher über tiefere Pensum verfügen, gerade wenn die Kinder noch kleiner sind, teilweise auch nur 40 %. Auf der anderen Seite hat gerade unser aktueller Bereichsleiter erst im Hinblick auf die Übernahme der Leitungsfunktion sein Pensum von 60 % auf 70 % erhöht. Hingegen habe ich vorübergehend von 80 % auf 60 % reduziert. Dass diese Möglichkeit so selbstverständlich existiert, schätze ich sehr. Tendenziell haben aber die Frauen die tieferen Pensum. Das liegt nicht an der Organisation, sondern eher an den persönlichen Situationen, welche natürlich wiederum durch die familiäre Ausgangslage bestimmt sind.

D. Rohweder: Ich kann Reto zustimmen. Tendenziell arbeiten die Frauen in einem tieferen Pensum, was mit den gesellschaftlichen Konstellationen und Möglichkeiten zu tun hat. Wir fördern und unterstützen dies nicht in die eine oder andere Richtung. Ich persönlich schätze es sehr, dass wir in einem Umfeld arbeiten, in dem Teilzeit die Norm ist. Es ist anzuerkennen, dass wir dadurch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf fördern und flexibel sind. Das ist im sozialen Bereich ein Plus.

C. Stortz: Der soziale Bereich könnte somit als Vorbildfunktion für andere Bereiche dienen. Die Rollenbilder sind aber trotzdem relativ stark zementiert, obwohl vieles möglich ist. Bei einem Pensum von 80 % gegenüber 60 % besteht dann trotzdem ein Unterschied bezüglich dem Ausführen der Arbeiten zu Hause, oder?

Unterschiedliches Konsumverhalten bei Frau und Mann

C. Stortz: Gerne würde ich in dieser Runde noch eine weitere Thematik aufgreifen und zwar die Unterschiede hinsichtlich differenzierender Suchterkrankungen bei Männern und Frauen. Frauen sind etwa viel stärker betroffen hinsichtlich einer Medikamentensucht, bei Männern ist z. B. die Pornosucht viel verbreiteter. Wie könnt ihr euch das erklären?

P. Forster: Was ich bei meinen Recherchen zu diesem Thema in den letzten Jahren gefunden habe, ist, dass Frauen eher bei emotionalen Schwierigkeiten oder Problemen in Beziehungen sowie mit sich selbst zur Sucht kommen. Ebenfalls traumatische Erlebnisse oder Diagnosen wie Borderline oder Depressionen können eine Sucht begünstigen. Männer haben dies natürlich auch. Darüber hinaus kommt bei ihnen jedoch noch diese alte, gesellschaftlich geprägte Komponente hinzu. Leistungssteigerung, mit dabei sein, den harten Mann zeigen und da kommen dann andere Substanzen dazu, die eben Leistungssteigerung und Härte liefern wie Kokain und Alkohol, oft in Kombination. Vielleicht ist das der Grund, warum es noch immer mehr süchtige Männer als Frauen im Bereich der illegalen Drogen gibt.

C. Stortz: Das heisst eigentlich, dass Stereotypen, die in der Gesellschaft vorhanden sind, diese Abhängigkeiten (re)produzieren?

P. Forster: Ja, ich denke schon. Auf jeden Fall erschaffen Stereotypen oft einen Konflikt zwischen dem was «Mann» ist und dem was erwartet wird.

R. Zurflüh: Ich glaube, dass es zwei Seiten gibt. Auf der einen Seite die Stereotypen, denen «Mann» entsprechen will und auf der anderen Seite das Aufweichen dieser Stereotypen bzw. das Suchen nach meiner Rolle, wenn dieser Stereotyp nicht mehr da ist oder nicht mehr passt. Ich habe das Gefühl, dass gerade bei den Männern hier eine grosse Verunsicherung besteht.

D. Rohweder: Ja, beides. Ich bin seit drei Jahren im Thurgau und wir verzeichnen hier eine auffallende Zunahme von Menschen mit einer Kokainproblematik. Da begegnen wir schon sogenannten männlichen Stereotypen, die leistungsorientiert sind und sich von dieser Substanz etwas versprechen. Frauen hingegen konsumieren eher Medikamente und wollen dies nicht nach aussen tragen bzw. verheimlichen den Konsum. Das ist eine andere Art der Konsumform. Alkohol hat ja schnell etwas aggressives, Kokain auch. Eine Tablette einzunehmen, ist introvertierter. Dies entspricht dann schon irgendwie den traditionellen Rollenbildern, die wir haben.

P. Forster: Wenn ich das Verhalten der Jugendlichen auf den sozialen Medien anschau bzw. an welchen Bildern sich die Jungen und an welchen Bildern sich die Mädchen orientieren, erlebe ich gerade eine Verschärfung des alten Rollenmodells. Das macht mir Sorgen. Auf diese Weise kommen alte Stereotypen wieder zurück. Nach all dieser Arbeit stehen die Jungs wieder auf «harte Kerle mit Muskeln». Ich versuche dies bei der Arbeit immer wieder zu relativieren. Was Veränderung angeht, sind ja vor allem wir als Männer gefragt, weil es kann ja nicht sein, dass Frauen «härter» werden müssen. Die Männer müssen eher Führungsansprüche abgeben und einen Zugang zu ihrer Emotionalität finden und dies auch anderen Männern erlauben bzw. salonfähig machen. Da denke ich, kann eine Veränderung stattfinden.

Der Konservatismus ist auf dem Vormarsch

D. Rohweder: Ich fühle mich an den Anfang unseres Austausches erinnert, wo es um die Retraditionalisierung ging. Nun wird dies zum Schluss hinsichtlich der Jugendlichen wieder aufgenommen. Das Männerbild des starken und gut trainierten Mannes ist auf dem Vormarsch. Bei den Frauen geht es, wie anfangs erwähnt, teilweise in die Richtung Fa-



milienfrau und wie ziehe ich die Kinder gross. Das macht mir Sorgen und ich denke dann, wo sind wir jetzt und wofür haben sich vor allem die Frauen jahrelang zu Recht eingesetzt? So pauschalisiert darf man dies bestimmt nicht sehen, aber es ist wahrnehmbar und sollte Anreiz genug sein, den progressiven Weg weiter zu gehen.

R. Zurflüh: Ich habe gerade ein Bild von einem Pendel vor Augen. Ich habe das Gefühl, dass das, was sich die Frauen erkämpft haben, zum Teil so weit gegangen ist, dass bereits gewisse Frauen diese toxische Männlichkeit übernommen haben. Nun distanzieren sich jüngere Frauen wieder davon. Deshalb schlägt das Pendel wieder auf die andere Seite aus. Das ist ein ganz normaler Prozess.

Im Moment sind viele verunsichert, was nun das Richtige ist, obwohl man lange dafür gekämpft hat.

C. Stortz: Was sich ebenfalls im gesamtgesellschaftlichen Konservatismus, der auf dem Vormarsch ist, zeigt: Im Moment sind weltweit viele konservative Strömungen vorhanden, wodurch traditionelle Rollenbilder wieder zurückkommen und sich letztlich auch in der Suchtarbeit zeigen.

D. Rohweder: Jede Zeit hat ihre Suchtmittel, auch wenn sich das wie ein Klischee anhört. Deshalb ist momentan Kokain auf dem Vormarsch und nicht Heroin. Die Schnelligkeit unserer Gesellschaft, der sich schon im schulischen Kontext und dann weiterführend im beruflichen Alltag zeigende Druck, sind

hier nur zwei Gründe für die Wahl dieses Suchtmittels mit seiner Funktion. Ich denke deshalb schon, dass dies ein Abbild der Gesellschaft ist und sich letztlich auch in der Suchtarbeit zeigt. Ein auf Leistung getrimmter und gedopter Mann entspricht doch sehr dem Bild des traditionell starken nimmermüden Männerbildes.

R. Zurflüh: Es hat vielleicht auch damit zu tun, dass das Ganze viel fluidier wird. Ein Geschlecht ist heute nichts mehr, was feststeht. Im Moment sind Transgender im Vormarsch, 75 % davon sind Frauen, die zum Mann werden möchten.